

DR. MED. ILSE KIRN  
FACHARZT FÜR ALLGEMEINMEDIZIN  
ARBEITSMEDIZIN

## **Mein Medizinstudium in Tübingen in der Zeit von 1933 bis 1938**

Bericht von Dr. med. Ilse Kirn geb. Ranneberg, geb.21. 09. 1913

Mein Entschluss, nach Tübingen zum Studium der Medizin zu gehen, war eine Weichenstellung für mein ganzes Leben. Ich bin außer kurzen Aufenthalten nie mehr an die Orte meiner Kindheit Magdeburg, in die Mark Brandenburg, die Heimat meines Vaters und in den Harz, der Heimat meiner Mutter zurückgekehrt. Das lag natürlich daran, dass ich in Süddeutschland studiert habe, einen Mediziner und Schwaben heiratete und hier gearbeitet habe. Zudem war Deutschland ab 1945 in West und Ost getrennt. Erst 1951 konnte ich nach mehreren abenteuerlichen „Grenzgängen“ meine Eltern zu mir nach Stuttgart holen. Die Grenzgänge ohne Passierschein über die deutsch-russische Zone waren gefährlich. Ich habe dabei so manche Hilfe, aber auch Böses erlebt. Meine Eltern haben damals in Harzgerode im Ostharz gelebt, wo meine Mutter ein kleines Häuschen geerbt hatte. Magdeburg, meine liebe Heimatstadt, war weitgehend zerstört.

In den letzten Primanerjahren in Magdeburg hatte ich mich in einen jungen Theologen, einen Vikar verliebt. Er war der Sohn der Freundin meiner Mutter. Ich reiste sonntags auf die Dörfer in Sachsen-Anhalt, um seine Predigten anzuhören. Es schien so, als sollte ich mit Zustimmung beider Eltern eine brave Pfarrfrau werden. Nach einer Predigt nannte ich ihn einen Heuchler, weil er zwar die Keuschheit predigte, sie aber für sich nicht leben wollte. Die Liebe zerbrach. Er hat dann das Lehrerstöchterlein geschwängert und sie geheiratet. Im 2. Weltkrieg ist er gefallen.

Nach heutigen Moralvorstellungen ein unvorstellbares Geschehen. Er war 25 und ich 18 Jahre alt. Die „Pille“ veränderte Moral und Sexualität!

Alle Phasen des Kummers und der Kränkung durchlaufend kam ich doch wohl endlich zu dem Entschluss, selber etwas zu machen nach dem Motto: „Nun erst recht, ich studiere auch!“ Es war das Jahr des Abiturs. Ich habe fest gelernt und mein Abitur gut bestanden. Wir waren 23 Mädchen. Es leben außer mir noch zwei Mitschülerinnen.

Im Jahre 1933 herrschte in Deutschland eine tiefe Depression. Es galt die Regel in den Familien: Wenn eines der Kinder studieren darf, dann der Sohn. Die Mädchen müssen Geld verdienen zum Unterhalt der Familie. Viele Väter waren arbeitslos. Zwar war mein Vater über meinen Entschluss erstaunt, aber einverstanden. Mein Studium bedeutete eine finanzielle Belastung. Meine Mutter hätte mich lieber als verheiratete Frau gesehen. In der Zwischenzeit bis zum Beginn des Studiums wurde ich dann auf ein großes Gut zu Freunden geschickt, um dort das Kochen zu erlernen. Ich habe es später mit der großen Familie gut brauchen können. Dort habe ich einen Theologen kennen gelernt, der sich als Werkstudent Geld verdienen musste. Er wurde ein treuer und guter Freund fürs Leben. Er besorgte mir mein erstes Zimmer in Tübingen in der Eberhardstrasse bei Frau Kopp. Gerade mal ein Semester konnte er in Tübingen studieren. Er war arm.

Mein Vater stellte zu meinen Plänen nur eine Bedingung: Ich müsse mein Studium beenden. Ich fand das selbstverständlich. Ich ahnte noch nicht, wie weise mein Vater war.

Ich wurde ausgestattet mit Alltagskleidern und Sonntagskleidern. Ich bekam sogar mein erstes langes Abendkleid. Auf dem Bahnhof von Magdeburg sagte mein Vater zum Abschied: „Ich rate Dir, bleibe recht“. Kein Befehl, es hat aber ein Leben lang gewirkt. Meine Mutter weinte. Ich muss mit meinen 19 Jahren und meinem Lockenschwanz wohl sehr jung ausgesehen haben. Im Abteil mit lauter jungen Leuten sagte ein großer junger Mann auf die Bitte, meinen Koffer zu verstauen: „Du willst doch nicht etwa ooch studieren, du Kleene?“ Ich sagte prompt: „Wenn de nüscht dagegen hast?“ Ihm habe ich Jahre später im Gebirge das Leben gerettet! Aber das ist eine andere Geschichte.



Dann kam die Ankunft in Tübingen. Mein theologischer Freund holte mich ab. Ich bezog mein Zimmer in der Eberhardstraße. Es war einfach ausgestattet mit Tisch, Bett, Schrank und einem Waschlavor mit Wasserkanne. Los ging es mit Erkundigungen. Die Sprache meiner lieben Wirtin habe ich anfangs kaum verstanden. Aber auf mein häufiges: „Wie bitte?“ wurde von ihr ein vermeintliches Hochdeutsch ausgekramt, das lustig klang. Morgens weckte sie ihren Buben mit „vite, vite, tapferle ind Schul“ – Napoleon ließ grüßen. Ich habe sie gern gehabt, und sie mich auch.

Schon die Verkleinerungssilbe „le“ machten mir die banalsten Dinge lieblich. Aus der fruchtbaren aber landschaftlich langweiligen „Magdeburger Börde“ kommend kam ich mir vor wie ein Südländer und Entdecker. Ich war so jung, es war Frühling und ich hatte den großen Schritt in die Freiheit getan. Das Flair von Tübingen nahm mich gefangen. Ich war entzückt vom Marktplatz, der Stiftskirche, dem Österberg, dem Neckar und der Neckarmüllerei, vom Schloss und dem Schlossberg und der Platanenallee. Meinem Onkel, der mich bei der Auswahl beraten hatte, schrieb ich eine begeisterte Postkarte.

Mit dem Schwäbischen Dialekt hatte ich so meine liebe Not. Die Rufe der Zeitungsfrau mit ihrem Bauchladen oder das Gebrabbel des „gnizen“ Straßenkehrers waren für mich unmöglich zu verstehen.

Bei der Immatrikulation wurden Lebenslauf, Studienplanung und Berufsziel langsam geklärt, wobei ich mich auf keinerlei Erfahrungen von Akademikern in meiner Familie stützen konnte. Mein Großvater war Bauer, mein Vater Beamter. Ich war die Erste, die studieren durfte. Jedoch wurde ich niemals unfreundlich oder ungeduldig behandelt. Ich fühlte mich als gleichberechtigte Kommilitonin und wurde als Solche behandelt. Übrigens habe ich dieses Selbstbewusstsein bei meinen hervorragenden Lehrern des Augusta Realgymnasiums Magdeburg gelernt. Darüber bin ich noch heute dankbar.

Ich ging eifrig ins Kolleg eingedenk der Opfer, die meine Eltern brachten. Der Alltag des Studiums lief ganz reibungslos. Wir waren etwa 20 Studentinnen und wurden als gleichwertige Partner behandelt. Ich bemühte mich, eine gute Kommilitonin zu sein. In Chemie hat mir ein älterer Chemiestudent aus der Verbindung meines Onkels geholfen. Professor Geiger in Physik lief im Kolleg immer in Hemdsärmeln herum, die Daumen unter die Hosenträger geschoben. Entwicklungsgeschichte bei Professor Jacobi während der Mittagszeit war manchmal qualvoll. Ich kämpfte mühsam im Halbdunkel der Projektionsbilder gegen den Schlaf. Und doch habe ich aus den vielen Stadien von Morula, Einstülpungen und Teilungen gelernt, wie entscheidend es ist, in welcher Schicht sich eine Krankheit angesiedelt haben könnte. Die Professoren waren sachlich, geduldig und bereit, auf Fragen zu antworten. Ich habe viel gefragt und wurde nie geringschätzig behandelt. Ich hatte den Eindruck, sie antworteten gern. Es zeigte ja, dass man nachdachte und sich bemühte. Zu dieser Zeit fragte man wenig, es war unüblich. Ich hatte es aber von meinen Lehrern gelernt. Manchmal löste es auch missbilligendes Erstaunen aus. Weibliche Professorinnen gab es nicht. Zu Professor Stock habe ich ein persönliches Verhältnis gehabt. Er war später mein Doktorvater und er nahm mich manchmal nach dem Kolleg nach Haus zum Mittagessen.

In den Zoologie- Vorlesungen verstand ich gar nichts. Ich zweifelte an meinem Verstand und fragte meinen Nebensitzer, ob er das Vorgetragene verstehe. Er sagte: „Mädle, des versteht keiner, da muss man halt seinen Kopf zeige“. Zoologie habe ich dann beim „Sieger“ im Paukkurs gelernt. Den habe ich an der Tafel offenbar so gut imitiert, dass ich den Spitznamen „Siegerle“ davontrug. Drei Wochen habe ich auf die Prüfungen gepaukt und meine selbstverordnete „Kutte“ getragen, ein abscheuliches grau-blaues Bleyle-Kleid. Das haben wir dann nach bestandenem Examen in der „Neckarmüllerei“ verbrannt und mit den letzten 20 Reichsmark dort gefeiert. Gottlob reisten am nächsten Tag meine Eltern an.

Das gesellschaftliche Leben war noch stark von den Korporationen geprägt. Zunehmend trat jedoch der Nationalsozialismus mit seinen Organisationen und Umerziehungen in Erscheinung. Meine Kommilitonen mussten bei der SA sein und Dienst machen. Es war opportun. Bei Anträgen zum Examen musste man seine „völkische Pflicht“ nachweisen. Adolf Hitler war Reichskanzler geworden. Es gab keinen Mediziner-Semesterball mehr, sondern einen „Kameradschaftsabend“. An einem Solchen hat mein späterer Mann meisterlich gejedelt. An diesem Abend die einzige Attraktion. Daneben gab es jedoch noch das studentische Verbindungsleben. Ich wurde regelmäßig zum „Damenfest“ auf die Verbindungshäuser eingeladen. Es gab Verbindungen verschiedenster Couleur: „Schlagende“ und „Nicht Schlagende“. Alle jedoch bekannten sich zu „Freiheit“, „Vaterland“ und „Mannestugend“. Ich genoss die Feste von Herzen und tanzte gut und gern mit den wohlherzogenen jungen Kommilitonen. Ich wurde jeweils höflich abgeholt und am Ende des Festes wieder heimgebracht. Nach der unglücklichen Liebe war das Balsam für meine Seele und mein Selbstbewusst-

sein. Nie war es stumpfsinnig. Wir tanzten, diskutierten, hörten den neuesten Klatsch. Manchmal gab's auch eine kleine Liebelei. Ein Kommilitone musste jeweils eine „Damenrede“ halten, der Arme. Nicht zu vergessen den „Katerbummel“ am nächsten Tag. Ich fand die Bänder und Mützen schön bunt, auch wenn die Burschenschaften etwas elitär waren. Mir scheint, ich habe die ausklingende „Alte Burschenherrlichkeit“ noch in der letzten Phase erlebt. Jedenfalls kam das lange Abendkleid zu Ehren.

Das Leben wurde aber merklich „brauner“. Es herrschte eine deutliche Aufbruchstimmung. Ich trat in den nationalsozialistischen Studentinnenbund ein. Ich bin kein politischer Mensch und habe die tiefgreifenden Folgen nicht abschätzen können. Ich erinnere mich an einen Kameradschaftsabend, dessen Thema hieß: Ist der Nationalsozialismus mit dem Christentum vereinbar? Die vortragenden Theologinnen gaben sich redlich Mühe, die Vereinbarkeit zu konstruieren. In der Diskussion habe ich widersprochen. Ich argumentierte: Im NS- Staat ist der Mensch das Maß aller Dinge, im Christentum ist es Gott. Das ist für mich damals wie heute die höchste Instanz. Missbilligung schlug mir entgegen.

Das gesellschaftliche Leben veränderte sich ab 1934 rasch. Es gab paramilitärische Lager. In einem solchen habe ich einmal von einem Zentner Kartoffeln Salat machen müssen und ihn in Ermangelung von Geräten in einem riesigen Trog mit den gewaschenen Armen vermengt. Er fand lebhaften Absatz. In Pfrondorf bei Tübingen musste ich in den Semesterferien „freiwilligen Landdienst“ machen. Ich schabte meine ersten „Spätzle“, die allerdings von meinem Bauer als „Eulen und Meerkatzen“ bezeichnet wurden. Sie waren etwas zu dick geraten. Aber es wurde immer besser und eine gute Schule für die Küche meiner späteren großen Familie.

In Bezug auf die Möglichkeit, sich mit anderen Studentinnen in einem gepflegten Raum zu treffen, zu diskutieren, Vorträge abzuhalten und ein eigenes gesellschaftliches Leben aufzubauen, waren wir stiefmütterlich versorgt. Es gab zwar ein Studentinnenheim. Das war eine mittelgroße Wohnung in der Nähe der Anatomie. Sie wurde von einer älteren Dame, Fräulein Schieler liebevoll betreut. Dort konnte man einmal in einem warmen Zimmer zwischendurch unterschlupfen. Es gab dort einen preiswerten Reisbrei, wenn man am Monatsende kein Geld mehr hatte. Aber ein richtiger Treffpunkt von Bedeutung wurde die kleinbürgerliche Unterkunft nie.

Die männlichen Studenten hatten es in dieser Beziehung besser. Ihre schön gelegenen Verbindungshäuser waren gemütlich eingerichtet von ihren „Alten Herren“ und boten ein gewisses Zuhause. Ein Hausmeister hielt die Ordnung aufrecht. Mag sein, dass es in den Korporationen auch ungute Dinge gab. Die Erziehung zur Gemeinschaft und der Zusammenhalt waren sicher nicht schlecht, abgesehen von den Trinkgelagen.

Gegessen habe ich in der „Pomona“, einem vegetarischen Lokal. Später war die „Forelle“ mein bevorzugtes Lokal bei der Familie Rohrer. Abends arbeitete ich die Kollegs nach. Manchmal ging ich ins Kino in der Haag-Gasse. Dort gab es immer die neuesten Filme. Am Wochenende bin ich mit Freunden nach Hohenentringen, oder nach Bebenhausen, auf den Schlossberg oder zur Wurmlinger Kapelle gewandert. Köstlich war das Vesper in Schwärzloch mit Bauernbrot und Kräuterkäs. Es gab auch Veranstaltungen der Uni. Unvergessen ist das „Studium generale“ donnerstags. Wir hörten auch herrliche Konzerte. Ich erinnere mich noch gut an den Pianisten Kempf. Es war immer etwas los.

Nach dem zweiten Semester machte ich das Vorphysikum mit einer Gruppe von Kommilitonen aus dem ärztlichen Missionsinstitut. Die hatten sogar das Kleingedruckte gelernt. Da es

terminlich sehr spät lag, blieb ich im Sommersemester 1935 noch in Tübingen. Ein Semester lang wechselte ich dann nach München, um es fluchtartig wieder zu verlassen. Ich war von Tübingen her gewohnt, beim Präparieren betreut zu werden. Ich habe dann mit Mühe meinen 2. Präparationskurs gemacht und im 5. Semester mein Physikum.

Die ersten klinischen Semester habe ich in Freiburg verbracht. Der Kaiserstuhl, der Schwarzwald, die fruchtbare Ebene mit dem guten Wein an den Hängen und dem Spargel, Ihringen und das Glottertal, in dem sogar meine kühle Mutter einen Schwips hatte, kamen mir vor wie das Paradies. Mag sein, dass meine Erinnerung die Geschehnisse vergoldet. Doch liebe ich diese Landschaft noch heute. Der Markt unter dem Münster im Mai fand mein helles Entzücken, damals wie heute. Auf meinem wackeligen Spirituskocher habe ich meinen Freunden Spargel gekocht.

Die letzten 4 Semester habe ich wieder in meinem geliebten Tübingen zu Ende studiert und 1938 Examen gemacht. Bei der Zulassung zum Examen kam es noch zu einer für die Zeit aufschlussreichen Begebenheit. Da ich am 30. 04. 1938 geheiratet hatte, gewährte mir Professor Stock einen früheren Examenstermin mit 3 Militärmedizinern. Zwei der drei Kommilitonen weigerten sich aber, mit einer Frau Examen zu machen. Professor Stock gab mir den Rat: „Mädle, da hilft bloß cherchez la femme“. So kam es also, dass ich mit meinem lieben Kamerad H. in einer Zweiergruppe Examen gemacht und wir mit Bravour bestanden haben.



Mein persönlicher Lebensweg war beeinflusst durch die Zeitläufte. Mein Mann, ebenfalls Mediziner, war gleichaltrig und mir im Studium ein Jahr voraus. Er machte sein Staatsexamen 1937. Beide waren wir dann im Katharinenhospital bei Professor Römer tätig. Er empfahl uns nach Bethel bei Bielefeld in die Bodelschwingschen Anstalten in die Innere Abteilung zu Dr. Marx. Die Innere Klinik wurde von den „Gilead Schwestern“ geführt, deren Oberin eine einflussreiche SS Dame war. Mein Mann wurde zum Grundwehrdienst nach Detmold

eingezogen. Im Mai 1939 bekamen wir unser erstes Kind, einen Sohn. Zwischen zwei Stillterminen fuhr ich im Juni nach Detmold zu meinem Mann. Ein junger Leutnant, Ausbilder meines Mannes, nahm mich beiseite und sagte: „Frau Kirn, wir bekommen Krieg“! Im September begann der Krieg. Die militärische Ausbildung meines Mannes war beendet und seine Einheit wurde sofort nach Ostpreußen verlegt. Meine Schwiegermutter hütete zusammen mit einem Pflichtjahrmädchen unseren Sohn. Ich arbeitete weiter in der Klinik, um meine Ausbildung fertig zu machen. Jede Nacht hatten wir Fliegeralarm. Im November 1940 kam unser zweites Kind zur Welt, eine Tochter.

Weil die ganze Familie meines Mannes Stuttgarter waren und es dort noch nachts ruhig war, siedelten wir nach Stuttgart um. Im Marienhospital Stuttgart wollte ich meine Ausbildung zur Internistin fortführen. Auf dringende Bitte der Ärztekammer Stuttgart habe ich mich entschlossen, den schwer erkrankten Dr. Beisswenger in Vaihingen am Dachswald zu vertreten. Danach wollte ich wieder in die Klinik. Nun begann auch die Bombardierung von Stuttgart. Das Haus, in dem ich mit den beiden Kindern und der Kinderschwester lebte, bekam 2 Phosphorkanister ab und eine Menge Brandbomben. Wir konnten sie in einer mutigen Aktion hinauswerfen. Das Haus blieb fast intakt. Die Nachbarn hatte es schlimmer getroffen. Ihr Haus brannte. In Ermangelung von Wasser haben wir in der Verzweiflung mit Jauche gelöscht. Übrigens erfolgreich, wenn auch ungewöhnlich. Am nächsten Tag bin ich mit den Kindern und der Kinderschwester beherzt zu deren Eltern nach Urach geflüchtet. Dort wurden wir sehr fürsorglich und lieb aufgenommen. Eine Zeit lang habe ich noch wochentags in Stuttgart gearbeitet. Und noch in Stuttgart in der Frauenklinik kam 1942 unser 3. Kind, eine Tochter zur Welt. Dann habe ich zusammen mit einem lieben älteren Kollegen im Kreiskrankenhaus Urach die Allgemeinpraxis ausgeübt. Zwei Kollegen waren eingezogen.

Zur Uracher Praxis gehörten auch die Versorgung der Orte Hülben, Wittlingen und Grabenstetten. Ein Auto hatte ich nicht. Die zugeteilte Benzinmenge habe ich mit einem Taxiunternehmer geteilt. Wenn sie verbraucht war, lud der Postchauffeur mich und mein Fahrrad auf, und flugs ging es weiter mit dem Postauto. Hier kam ich so richtig mit der schwäbischen Mentalität in Kontakt. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, doch mit der Sprache hatte ich meine liebe Not. Ich entschloss mich also, Schwäbisch richtig als Fremdsprache zu erlernen. Ich ahmte alles nach, unterstützt von meinen Kindern. Kundige Eingeborene sagen, für eine Reigschmeckte sei's nicht schlecht..

1943 wurde unser 4. Kind, eine Tochter, wegen Komplikationen in Tübingen geboren. Damals gab es übrigens keinen Mutterschutz. Die Devise lautete: Kinder kriegen ist keine Krankheit und selbstverständlich arbeitet man. Ich habe es gern getan und mich um das „Mutterkreuz“ listig herumgemogelt.

Inzwischen kam der Uracher Krankenhausarzt aus dem Krieg zurück und ich musste in 2 Zimmern meine eigene Praxis gründen. Mein Mann kam 1945 zurück. Er war wie so viele Soldaten verändert und konnte sich in die Verhältnisse kaum einfügen. Wohl arbeitete er mit in meiner Praxis, aber er war unglücklich. 1950 wurde mein Mann Werkarzt in einer großen Stuttgarter Firma. So gab ich meine Praxis in Urach auf und die große Familie zog nach Stuttgart. 1955 wurden mein Mann und ich geschieden. Ich habe mich als praktische Ärztin in Stuttgart niedergelassen. Inzwischen hatte ich mich zur Werkärztin weitergebildet und habe 3 Firmen betreut.

1968 kam ich in Freudenstadt in Kontakt mit der Akupunktur. Durch ein Schlüsselerlebnis überrascht, beschloss ich, diese Behandlungsweise zu lernen. Meine Kollegen empfanden die Akupunktur zunächst als höchst unseriös. Ich war es so leid, immer nur zum Rezeptblock

greifen zu müssen. Ich konnte versuchen, das gesunde Gleichgewicht des Körpers auf faszinierende Weise wiederherzustellen. Ich bin überzeugte Schulmedizinerin, betrachte aber diese Methode als eine Ergänzung mit befriedigendem Erfolg. Ich wende sie noch heute in meiner Praxis an, auch noch mit 90 Jahren.

Ich bin inzwischen Großmutter von 10 Enkeln und 13 Urenkeln, die gelegentlich bei mir einkehren und mich erfreuen.



Dies also ist der Abriss meines Lebens. Tübingen ist für mich ein wesentlicher Ort, an dem ich von hervorragenden Lehrern das Rüstzeug für mein ereignisreiches Leben erhielt. Der Anfang der Entwicklung in schwerer Zeit hat dort begonnen. Mag sein, dass ich manches Problem von damals vergessen habe. Jedoch ist in meinem Alter ein bisschen goldene Erinnerung erlaubt. Jedes Jahr mache ich zur Zeit der Lindenblüte eine „Wallfahrt“ an die Stätten meiner Jugend in Tübingen. Ich gehe zum Schlossberg, wo mich der Ausblick immer aufs Neue erfreut. Am Markt trinke ich Kaffee und schaue hinauf zum Cafe Kommerell. Gefangen vom Genius loci gehe ich dann getrost wieder heim.

*Dr. Ilse Kirn  
geb. Rannenberg*

Dr. med. Ilse Kirn

## **Zeittafel über mein Studium der Medizin von 1933 – 1938:**

1933	So. Sem. Tübingen
1933/34	Wi. Sem. Tübingen
1934/35	So. Sem. München
1934	So. Sem. Tübingen
1935/36	Wi. Sem. Freiburg
1936-1938	Tübingen
1938	So. Sem. Tübingen Staatsexamen